

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 40 — Sonntag (Erntedankfest), den 4. Oktober 1936

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Zum Erntedankfest 1936!

Der Sommer geht seinem Ende entgegen! Wenn der Herbstwind über die Felder weht, hat der deutsche Bauer die Haupternte größtenteils geborgen. Dann ist wieder die Zeit gekommen, in der sich das deutsche Volk zu seinem Erntedanktag rüstet. Während rings um uns in der Welt Unruhe und Sorge lastet,

während in Spanien Zerstörung und Auflösung, Tod u. Verderben triumphieren und die Menschen heimatlos der Verzweiflung ausgeliefert durch die Straßen irren, liegt Deutschland in tiefem Frieden. Die Hände der deutschen Arbeiter regen sich wieder, die Zahlen der Arbeitslosen vermindern sich unaufhaltsam, aus Sumpf und Moor, aus Sand und Meer entstehen neue fruchtbare Acker, viele neue Bauernhöfe und Dörfer wachsen aus der Erde hervor und nehmen junge Bauernfamilien auf zu neuer verheißungsvoller Arbeit. In diesem Jahr wird am 4. Oktober das gesamte deutsche Volk zum vierten Male seit der Machtübernahme das schönste Friedensfest, das ein Volk überhaupt feiern kann, begehen. Im kerndeutschen Land liegt diese Weihestätte des deutschen Erntedankfestes. Wie im vorigen Jahre, so werden

sich auch an diesem Erntedanktag wieder hunderttausende deutscher Menschen auf dem Büchelberg zusammenfinden. Gerade hierin zeigt sich auch die große Wandlung, die im deutschen Volke vor sich gegangen ist. Wenn früher der Bauer an diesem Tage seinem Herrgott dankte für den Segen, den ihm die Scholle gebracht hatte, so war das eine Angelegenheit, um die sich der Nichtlandwirt herzlich wenig kümmerte. Heute dankt ein ganzes Volk für den Segen des Himmels: Städter und Bauern, einst zwei Berufsgruppen, die sich nicht verstehen konnten und wollten feiern und danken gemeinsam. Der Städter weiß, daß er ohne den Bauern nicht leben kann, daß er nicht nur für sich da ist, sondern der Ernährer und der ewige Blutsquell seines Volkes. Kein anderer Tag eignet sich besser dazu, auf das im verfloßenen Jahr Geleistete zurückzuschauen, als der Erntedanktag. Bauernfleiß und Bauernarbeit haben es vermocht, die Ernährung unseres Volkes aus seiner eigenen Scholle nahezu sicherzustellen. Die Leistung der deutschen Landwirtschaft ist aber bedeutend größer,

als es der gewaltige Einfuhrrückgang an Nahrungsmitteln erkennen läßt. Denn gleichzeitig mit der Arbeitsbeschaffung stieg der Verbrauch an Nahrungsmitteln ganz beträchtlich. Das Bewußtsein dieses großen Erfolges wird den Bauern auch weiterhin anspornen, seine ganze Kraft und sein ganzes Schaffen in

den Dienst des gesamten Volkes zu stellen. Der Bauer weiß, daß jeder Pfennig, den wir nicht für Lebensmittel ins Ausland zu geben brauchen, mithilft, um neue Arbeitsmöglichkeiten in Industrie und Wirtschaft zu schaffen. Andererseits wäre ohne Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugung und die dadurch erzielten Devisen-Ersparnisse die praktische Durchführung der deutschen Wehrfreiheit kaum möglich gewesen. So wird der deutsche Erntedanktag wieder zu einem Festtag der ganzen Nation. Das deutsche Volk dankt an diesem Tage aber auch unserem Führer, der den deutschen Bauern vor der gänzlichen Vernichtung bewahrte und ihn sich wieder seinen hohen Pflichten gegenüber Volk und Vaterland bewußt werden ließ. Das Festabzeichen ist in diesem Jahre ein Erntekranz —



Der Stolz der erzgebirgischen Erbhöfobauern.

das Symbol des ewigen Lebenskreislaufes — mit bunten Bändern. Wenn nun diese kleinen Ehrenkränze zur Ausgabe gelangen, so werden wir sie mit Stolz und Freude tragen in dem Bewußtsein, daß das deutsche Landvolk in zäher Arbeit uns bis zur nächsten Ernte das tägliche Brot gesichert hat. Wir ehren den deutschen Bauern als den, der die Aufgabe hat, unser tägliches Brot zu schaffen. Das ist eine erhabene Aufgabe, und sie allein wäre Grund genug, des Bauern nie zu vergessen. Aber er hat mehr Aufgaben. Der Bauer ist der Erhalter unserer Volkszahl. Vom Land her fließt der ewige Quell des Blutes, der immer wieder erfüllt, was die Stadt verzehrt hat. Wie die Fruchtbarkeit des Aekers den Hungertod des einzelnen, so verhindert die Fruchtbarkeit des bäuerlichen Standes das Aussterben des ganzen Volkes. Ewig ist die Natur und immer gleich in ihrem Ablauf. So ist der Bauer, der mitten hineingestellt ist in die Natur und unlösbar mit ihr verbunden ist, auch der Hüter und Bewahrer des Ewigen.

Was man alles auf Reisen erleben kann!

Krach im Eisenbahnzug

Auch der bescheidenste und ruhigste Mensch gerät gelegentlich „in Wolle“. Er kriegt Krach mit seinen Mitmenschen. Beim einen steigerts sich's zur Wut, beim andern bleibt es nur ein boshaftes Geplänkel. Manche verfeinden sich für immer, andere werden zu guten Freunden. Das ist Temperamentssache. Meinungsverschiedenheiten klären oft verwinkelte Fälle. Womit aber durchaus nicht gesagt sein soll, daß das beste Mittel zur Klärung eines verzwickten Sachverhalts ein Krach ist. Ich erwähne das nur, weil bei den hier erzählten Reiseerlebnissen der Krach die Voraussetzung für vernünftige Ueberlegungen war.

Die Dame mit der Hutschachtel

Sie war jung, schön und elegant. Außerdem bescheiden. Abgesehen vielleicht von der riesengroßen Hutschachtel, die sie in den Eisenbahnwagen zwängte und dann wie einen Puffer vor sich hertrug. Da sie aber anmutig lächelte und immer hübsch um Verzeihung bat, wenn sie mit ihrem Vorklumpen die Mitreisenden zwar sanft, aber bestimmt aus dem Wege quetschte, war ihr niemand böse. Sie suchte ein Abteil, in dem sie ihre zweifellos kostbare Sachtel gut verstauen konnte. Sie fand auch den leeren Platz, nicht aber den entsprechenden Raum für ihren modischen Behälter. Dabei war es das einzige Gepäckstück, das sie mit sich führte. Und das war ein Grund mehr, um ihre Eva-Schwäche verzeihlich zu finden. Wohin aber mit der Sachtel? Im Gepäcknetz über ihrem Platz hätte sie sich wohl mit einigen Schwierigkeiten unterbringen lassen, wenn sich dort nicht schon ihre Nachbarin mit ihren Gepäckstücken sehr anspruchsvoll ausgedehnt hätte. Ein fragender Blick auf die etwas giftig dreinschauende Dame nützte nichts. Man sah ihr an, wie stolz sie über die Eroberung war, die sie im Gepäcknetz erfochten hatte.

Die Hutschachtel blieb schließlich im Gang vor der Abteiltür stehen. Die Menschen turnten mit anerkennenswerter Geduldlosigkeit darüber hinweg.

Wenn man auf Reisen geht, mag man sich ja nicht gleich ärgern. Da die Laufgänge der Eisenbahnwagen aber keinen Hindernisbahnen gleichen sollen — ganz abgesehen davon, daß die Reichsbahn keine besonderen „Sportabzeichen“ für derartige Geschicklichkeitsleistungen verleiht — machte der Schaffner mit freundlichen Worten einige Einwendungen.

Die nette, junge Dame mit der Hutschachtel blickte verlegen ins Reiz, und ihre Nachbarin schien mit magischer Gewalt von der Landschaft gefesselt zu sein. Der Schaffner aber hatte für die Sicherheit und Bequemlichkeit seiner Reisenden zu sorgen. Dieser Absicht stand indes die Hutschachtel hindernd im Wege. Er machte darauf aufmerksam, daß jedem Reisenden nur der Raum über und unter seinem Sitzplatz zur Verfügung stehe.

„Ja, aber...“ — stotterte verlegen mit einem Blick nach oben die junge Dame. Die Nachbarin indes regte und rührte sich nicht. Die Landschaft war scheinbar von überwältigender Schönheit und Anziehungskraft. Ueber diesen landschaftlichen Genuß während der Reise freute sich zweifellos die Reichsbahn sehr, aber sie ist nun mal mit Eifer auch bemüht, es so einzurichten, daß allen Reisenden die Fahrt zum Vergnügen und Erlebnis wird. Der Schaffner tippte also der „landschaftshungrigen“ Dame ganz leise auf die Schulter, um sie zu fragen, wieviel Gepäck sie über sich im Reiz untergebracht habe. Das waren nun einige sehr umfangreiche Koffer und Taschen, sie nahmen im Gepäcknetz den Raum für zwei Reisende ein.

„Das geht aber leider nicht“ — sagte ruhig der Schaffner.

„Warum...? Wieso...? Das wäre ja noch schöner!“ — so prasselte es nun auf den Schaffner nieder. Er erläuterte ihr die Verkehrsbestimmungen, wonach Gepäck, das nicht unter und über dem Platz untergebracht werden kann, als Reisegepäck abgegeben und im Packwagen befördert werden muß.

„Ja, das kostet aber doch Geld“ — jammerte die Dame.

„Gewiß“ — meinte der Schaffner — „eine Kleinigkeit, dafür haben Sie aber auch viel mehr Freude am Reisen und Sie verderben auch den Mitreisenden nicht den Genuß der Reise.“

Die erzürnte Dame hatte indessen kein Verständnis für die selbstverständliche Tugend der Rücksichtnahme auf andere Menschen. Der Schaffner mußte daraufhin seine ihm in den Verkehrsbestimmungen auferlegte Pflicht erfüllen und einen Teil des



Reisegepäck in den Packwagen schaffen lassen. Den entsprechenden Betrag für die Beförderung des Gepäcks mußte die Dame nachzahlen. Für sie war die Reise zum Nergernis geworden. Aber auch den übrigen Mitreisenden im Abteil war die gute Laune verdorben. Spitze Redensarten führten zum Krach. Und das alles, weil es der „schwerbeladenen“ Dame an der nötigen Rücksichtnahme auf ihre Mitmenschen fehlte.

Was wäre geschehen, wenn alle doppelt so viel Gepäck in den Wagen hätten schleppen lassen, als ihnen Platz zur Unterbringung zustand?

Der bescheidene Reisende

Auch er saß zwischen den aufgeregten Menschen in diesem Abteil. Aber er gehörte zu jenen Lebenskünstlern, die das Geld richtig auszugeben verstehen. Er hatte am Gepäckschalter für seinen dreißig Kilogramm schweren Koffer drei Reichsmark bezahlt. Seine Reifestrecke betrug 400 Kilometer. Ein paar Mal mußte er umsteigen dabei. Für ihn aber war Reisen ein besinnliches Erlebnis, und deswegen wollte er sich weder mit Koffern schleppen noch mit der Sorge um das ewige Aufpassen belasten. Er verstand es, Wert und Gegenwert einer Leistung richtig abzuschätzen. Er sagte sich: Wenn mir die Reichsbahn die Sorge um das Gepäck auf einer so langen Bahnfahrt abnimmt, wenn sie außerdem für das ausgegebene Gepäck haftet, sofern es irgendwie beschädigt wird oder abhanden kommt, wenn ich mich weder beim Umsteigen noch beim Aussteigen am Zielbahnhof darum zu kümmern brauche, und wenn ich mir sogar erst noch in aller Gemütsruhe ohne die plagende Last des Gepäcks eine Sommerwohnung suchen kann, — ja, warum soll ich mir diese vorbildliche Annehmlichkeit der Deutschen Reichsbahn nicht?

Man gibt oft für erheblich geringere Gegenleistungen größere Beträge aus.

Dieser besinnliche Reisende war ein ebenso bescheidener wie praktischer Mensch und außerdem einer von jenen, die auch an die Mitmenschen denken, wenn sie etwas unternehmen. Er malte



Zeichnungen (3) Hahn M

sich die ruhige Behaglichkeit in dem licht- und luftdurchfluteten Wagenabteil aus. Er war auch zeitig auf dem Bahnhof und rüfste sich in einer Ecke zurecht. Dann kamen die Mitreisenden. Im Stillen vertraute er auf das Glück einer netten Reisegesellschaft. Als erste Mitreisende kam die eben geschilderte Dame an. Die Verwandtschaft schleifte ihre Koffer und Kisten ins Abteil. Drohend türmten sich über den Sitzen die Gepäckberge. Auch die nächsten fünf Reisenden brachten mehr Gepäck mit, als sie ordnungsmäßig unterbringen konnten. Das Abteil glich einer Gepäckkammer. Der bescheidene Reisende sah sich um seine Bescheidenheit betrogen. Mit der Behaglichkeit war es vorbei. Er hatte nur Menschen um sich, die verärgerte Sklaven ihrer Gepäcklast waren.

Ein Unfall

Das war die zweite große Aufregung im Abteil. Mit großer Geschwindigkeit segte der Zug über die Schienen. Vor einer Station verlangsamte er das Tempo. In diesem Augenblick polterte ein schwerer Koffer aus dem Gepäcknetz und dem darunter sitzenden Mann auf die Füße. Ein Arzt mußte herbeigeholt werden. Er stellte Quetschungen fest. Der Zugführer nahm ein Protokoll über den Unfall auf. Und schon aus diesen knappen Ermittlungen ergab sich, daß einer der Mitreisenden schuldig war. Er hatte zweifellos im Gepäcknetz zu viel Gepäck verstaут. Eine ordnungsmäßige Lagerung war dadurch unmöglich.

Das Gesprächsthema über diesen Unfall war noch lange nicht erschöpft, als sich ein neuer Zwischenfall ereignete. Der Zug hatte auf dem Bahnhof einer großen Stadt gehalten. Viele wollten einsteigen. Aber schon einer der ersten stellte bei seiner Jagd nach einem Sitzplatz seinen schweren Koffer im Seitengang des Wagens ab. Der Koffer fiel um und eine Dame fiel darüber.

Auch dieser Vorfall wird unangenehme Folgen zeitigen. Denn es ist grundsätzlich verboten, Gepäck in den Seitengang zu stellen. Die Arzt- und Kurkosten werden ein hundertfaches von

dem betragen, was die Beförderung des Koffers im Gepäckwagen gekostet hätte.

„Haltet ihn — den Dieb!“

Das schrie mit schriller Stimme eine Dame. Aber niemand konnte den Dieb halten, denn niemand sah ihn, auch die bestohlene Dame nicht. Ihr Koffer aber war unwiederbringlich weg. Diese Diebstähle in Eisenbahnwagen kommen zwar selten vor, aber immerhin: die Gefahr, Langfingern in die Hände zu fallen, besteht.

„O nein“ — schmunzelte bei den Auseinandersetzungen über diesen Diebstahl ein Herr aus der Ecke — „sie besteht ganz und gar nicht, denn wer kein wertvolles Gepäck im Abteil hat, dem kann man auch keines stehlen...“ Und dann setzte er den Mitreisenden auseinander, wie man für wenige Pfennige das aufgegebene Gepäck versichern kann, sogar noch über den Zielbahnhof hinaus auf dem Weg zum Hotel und im Hotel selbst. „Warum soll ich mir Sorgen machen, wenn ich sie mir von der Reichsbahn für wenige Pfennige abnehmen lassen kann? Sie glauben ja gar nicht, wie herrlich es ist, ohne Gepäck Sorgen zu reisen. Da beginnen der Urlaub und die Erholung schon — beim Gepäckhalter. Der Gepätschein ist für mich ein zusätzlicher von der Reichsbahn erworbenes Stückchen Lebensfreude.“

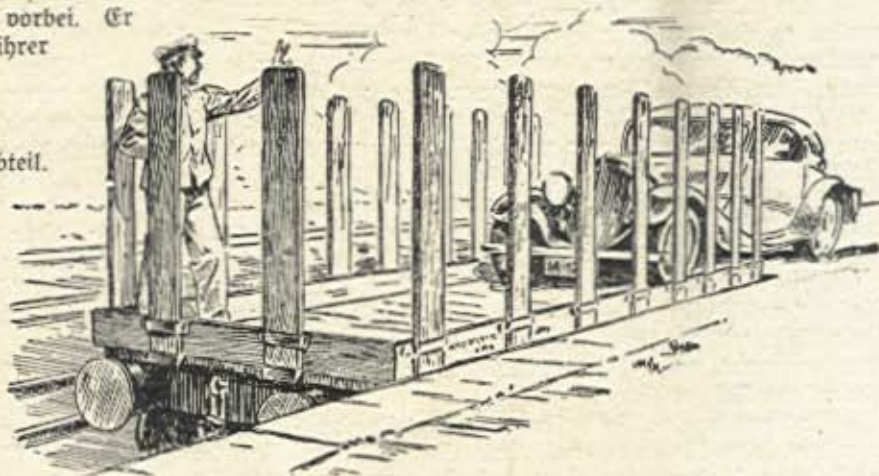
Haben Sie denn schon einmal die Genugtuung auskosten, andere hasten und leuchten zu sehen, während Sie selbst auch nicht die geringste Last und Sorge mit Gepäckstücken hatten?“

Dieser Mann war ein Genießer besonderer Art. Aber was er sagte, leuchtete ein.

„Ja, wer holt mir aber alles herunter?“

Die Schaffner in unseren Zügen sind entgegenkommende Menschen. Sie helfen, wo sie können.

„Aber ich war platt“ — erzählte ein Schaffner über einen Vorfall, der sich im gleichen Zuge ereignet hatte. Wieder war es eine Dame, die doppelt und dreifach so viel Gepäck in das Abteil tragen ließ, als auf dem ihr zustehenden Platz unterzubringen war. Der Schaffner hatte die Pflicht gehabt, das Zuviel an Gepäck in den Gepäckwagen schaffen zu lassen. Da aber der Zug zufällig nur schwach besetzt war, verstaute er hilfsbereit die Koffer im Gepäcknetz. Er ist selbstverständlich nicht verpflichtet, sich in dieser Form um das Gepäck der Reisenden zu bemühen. In den meisten Fällen ist er sogar praktisch außerstande



dazu, denn er hat in erster Linie die ihm übertragenen Dienstobliegenheiten zu erledigen. Es war weitestgehender Dienst am Kunden, den er verrichtete. Aber wie gesagt: er war platt, als ihn die Dame nach getaner Arbeit noch spitzzünftig fragte: „Ja, und wer holt mir das alles wieder herunter?“ Dem Schaffner hätte jetzt der Kragen platzen müssen, aber er machte höflich darauf aufmerksam, daß eigentlich zwei Drittel des Gepäcks von vornherein in den Packwagen gehört hätten, wo ein Packmeister

(Fortsetzung siehe Seite 6.)

Reiter ohne Ziel

Abenteuer-
Roman
von
Will Kröger



(16. Fortsetzung.)

„Wer es auch sei! Du sagst ihm, du könntest nicht aus dem Hause, du fühlst plötzlich krank geworden. Der Anrufer soll herkommen. Sowie du etwas anderes sagst, schleife ich. Verstanden?“

„Ja . . .“

„Dann melde dich!“

Arbuckle geht an den Apparat, Jackson steht neben ihm und drückt Arbuckle den Revolverlauf ans Herz.

„Hallo, hier Arbuckle . . .“ meldet er sich mit zitternder Stimme. — „Rein, ich kann nicht kommen . . . ich bin . . . ich habe mir den Fuß verstaucht . . . Kommt doch zu mir — und holt mich ab. — Rein, ist eine Gefahr, gaaar keine . . . Gefahr . . . Rein, niemand war hier . . . Wirklich nicht. . . Price . . . Ihr kommt? Gut, ich erwarte . . . euch . . .“

Der Angstschweiß perlt ihm von der Stirn, als er den Hörer ablegt. Er wankt zum Sessel und läßt sich niederfallen.

„Nun, was hast du uns zu sagen?“ fragt Jackson.

„Ich bitte Euch, laßt mich jetzt frei. Sie kommen, vier Mann . . . wenn sie mich sehen und merken, daß ich sie hintergangen habe, bin ich ein toter Mann, sie werden mich niederschleichen.“

„Wer kommt denn eigentlich?“

„Zeeman, Bud, das ist der Vollbärtige Will und Jack.“

„Vier Mann . . . hm, das wird ja eine nette Knallerei geben . . . Wir werden die Sache einfacher machen. Du gehst jetzt mit uns fort, Arbuckle. Wir beobachten, wenn sie kommen und schließen sie im Haus ein, dann rufen wir die Polizei herbei. Sowie ich und mein Freund die Kerle erkennen, wir haben sie alle schon gesehen, bist du frei, Arbuckle, und kannst rennen. Los, Hut aufsetzen, hol dir auch noch etwas Geld aus dem Koffer, aber echtes, und nun komm! Das Licht werden wir brennen lassen, damit die Gentlemen nicht schon unten Lunte riechen.“

Jackson nimmt den Schlüsselbund an sich und schließt die Wohnungstür ab und probiert unten, ob der Haus Schlüssel auch paßt. In Ordnung. Dann begeben sie sich in den Treppensur des gegenüberliegenden Hauses.

Zehn Minuten später fährt ein Auto in langamer Fahrt vorbei, es ist deutlich zu sehen, daß ein vollbärtiger Mann sich aus dem Fenster beugt und zu den Fenstern von Arbuckles Wohnung hinausschaut. Aber der Wagen fährt weiter.

„Aha, sie wollen sich erst überzeugen, ob die Luft rein ist!“ sagt Jackson. „Kommt nur zurück, Zeeman und Konforten, die Luft ist sooo rein . . .“

Wieder verstreichen fünf Minuten, da kommt das Auto wieder. Die vier Kerle steigen aus, blicken sich scheu um und flüchten ins Haus hinein.

„Du bist frei, Arbuckle!“ sagt Jackson, rennt zum Haus hinüber und schließt ab. Während Fred, wie verabredet, nach links läuft, zur nächsten Kneipe, um von dort die Polizei herbeizurufen, rennt, rennt Francis Arbuckle nach rechts. In ihm ist ein wildes Triumphieren.

Er biegt in eine Seitenstraße ein, betritt eine Bar und ruft von dort seine Wohnung an. Ha! Seine Ueberwältiger haben natürlich nicht damit gerechnet, daß Zeeman einen Schlüssel zu der Wohnung besitzt!

Und wirklich: Zeeman meldet sich am Apparat.

„Hier ist Francis! Verrat! Aus dem Haus könnt ihr nicht mehr heraus! Geht auf den Hausboden und von dort aufs Dach, lauft über die Dächer bis zur Parallelstraße und steigt dort in eine Dachluke ein! Nur schnell, schnell! Ich erwarte euch bei Nummer 14!“

Die vier Verbrecher stieben nur so aus der Wohnung. In mächtigen Sätzen springen sie die Treppen nach oben. Auf dem

dunklen Hausboden irren sie kostbare Minuten herum, bis sie eine Leiter finden, mit der sie aus der Dachluke herauskommen.

Dann sind sie auf einem flachen Dach, orientieren sich, laufen über die Dächer des Häuserblocks. Das Verbrecherglück ist ihnen günstig gesinnt, sie finden einen Einstieg und erreichen ohne Aufenthalt die Parallelstraße. Mit zwei Autodroschken fahren sie zu „Nummer 14“. Was sie eingebüßt haben, ist lediglich das Auto und das Gefühl der Sicherheit.

Die von Fred alarmierte Polizei findet die Wohnung leer. Der Koffer Arbuckles beweist jedoch, daß hier tatsächlich Mitglieder der Fälschmünzerbande gehaust haben, dafür spricht das dicke Bündel falscher Fünfzig-Dollar-Noten.

Jackson aber nimmt sich vor, nie wieder milde zu sein zu Gesindel vom Schlage Francis Arbuckle.

Ethel Stanford ist zum Gespött der Leute von Hudson geworden. Plötzlich weiß die ganze Stadt, daß Jackson Lee, der ehemalige Verlobte, „Vorfahre“ von Price Zeeman, bei Ethel gewesen ist. Sie hat schön mit ihm getan, hat ihn geherzt und geküßt, und da sei Jackson aufgesprungen und habe zu Ethel gesagt: „Scher dich zum Teufel“, oder so ähnlich . . .

Das flüstert sich die ganze Stadt zu, und besonders die Frauen und Mädchen wollen sich ausschütten vor Lachen über Ethels, der hochnäsigen Ethel Stanfords Pech mit den Männern.

Zuerst hatte sie Jackson, den guten Jungen, der war ihr aber zu arm, sie schielte nach Price Zeeman, der in den Kriegsjahren nur so mit dem Gelde um sich warf, und richtig: sie kaperte ihn. Jackson lehrte aus Frankreich zurück und fand den Platz an Ethels Seite besetzt! Da entpuppte sich der neue Galan als Schwerverbrecher. Ethel umgarnte wiederum Jackson, und der besorgte ihr eine glänzende Abfuhr.

Einer erzählt es dem andern. Der Szene in der Bar beigewohnt hat eine der vielen Freundinnen Ethels, die gerade kam, um Ethel zu besuchen. Durchs Fenster sah und hörte sie die Vorgänge mit an, und ihr Herz jauchzte, als Jackson auf den Tisch schlug und grimmig davonschiefte. So erfuhr es bald die ganze Stadt. Ethel traute sich nicht mehr aus dem Hause. Und die Gäste ihres Vaters, aber nur solche, die bar zu bezahlen pflegten, stichelten und stachelten, bis der Alte sie hinauswarf.

Die einst gutgehende Bar verödete, niemand wollte mehr mit dem unfreundlichen Patron Jimmy Stanford zu tun haben, der es nicht einmal vertragen konnte, wenn man seine Tochter durch den Kakao zog.

„Ich will heraus aus diesem entsetzlichen Klatschneß!“ schrie und tobte Ethel und vergaß ganz, daß sie, bei anderen Anlässen, die löseste Zunge gehabt. „Wir werden uns in einer großen Stadt eine Bar kaufen, wo nicht einer auf den anderen achtet! Soll ich hier als alte Jungfer versauern, Pa? Schon mir bist du es schuldig, daß wir von Hudson formachen! Pa, lieber goldiger Zucker-Pa, sieh mal: St. Paul liegt so nahe und ist eine so große Stadt, beinahe dreihunderttausend Einwohner hat sie! Rechne einmal aus, was du da verdienen kannst!“

„Aber die Konkurrenz!“ warf der Alte ein.

„Konkurrenz? Die schlage ich alle, Pa! Ich! Bin ich etwa häßlich? O, ich werde schöne Kleider tragen und süß lächeln, da kommen die Männer in Scharen, trinken wie die Wilden und bekommen doch nicht mehr von mir als nur ein freundliches Lächeln. Ich werde ihnen Cocktails mixen, die uns fünf- und zwanzig Cents kosten, und die verkaufen wir für einen Dollar!“

Der Alte rechnet in Gedanken die Einnahmen der letzten Tage aus, sie sind katastrophal! Wenn das so weiter geht, dann muß man in einigen Wochen schon vom Kapital zehren! Was soll man machen? Soll Jimmy etwa zu den Beleidigern seiner Tochter gehen und sie bitten, doch wieder seine Bar zu beehren?

Nein, nein! Ethels Gedanke, in St. Paul, der aufblühenden Stadt, eine Bar zu eröffnen, ist gar nicht so schlecht. . . Ethel spürt, daß sie ihren Vater schon halbwegs gewonnen hat, sie geht ihm noch eine Weile um den Bart und sagt dann süß: „Pa, ich werde nach St. Paul fahren und mir zum Verkauf stehende Bars ansehen, vielleicht eröffnen wir auch eine neue. Darf ich, Pa...?“

„Fahren kannst du ja!“ sagt der Alte und wird von seiner Tochter geherzt und geküßt, daß ihm ganz warm ums Herz wird. Ach, er hat doch eine gute und hübsche Tochter. . . Warum muß gerade sie das Pech haben mit den Männern. . .

Schon seit zwei Tagen ist Ethel in St. Paul. Sie wohnt in einem eleganten Hotel, besucht Tanz-Tees, amüsiert sich, ist aber dennoch fleißig auf der Suche nach einem geeigneten Objekt. Ein leerstehender winzig kleiner Laden auf der Hauptstraße von St. Paul, der Summit-Avenue, wäre schon sehr gut für eine Bar geeignet, weit und breit ist keine Konkurrenz. Nur die Miete ist unverschämte hoch, sechshundert Dollar im Monat, dafür kann man in Hudson einen ganzen Häuserblock mieten.

Am Morgen des dritten Tages (auf den Abend folgend, an dem Jackson und Fred das Intermezzo mit Zeeman und Konsorten hatten) flaniert Ethel in einem schneeweißen Kostüm, das sie entzückend kleidet, über die Summit-Avenue; nochmals hat sie sich den leerstehenden Laden angesehen u. mit dem Hausbesitzer einen Vorvertrag abgeschlossen. Nachmittags will sie nach Hudson zurückfahren, zu ihrem „Zucker-Pa“ . . .

Plötzlich bleibt Ethel wie angenagelt stehen. Geht dort drüben nicht Price Zeeman? O, Ethel hat gute Augen! Ja, er ist es! Wie ein Rache-Engel segelt Ethel in ihrem weißen Kostüm über den Fahrdamm, holt den eilig seines Weges gehenden Zeeman ein und gibt ihm einen Stoß.

Zeeman fährt herum und blickt Ethel ins rachesprühende Auge. Er hat immerhin einige Sekunden zu tun, um den Kloß zu bewältigen, dann aber ist er der vollendete Kavalier. Er greift nach Ethels Hand und will sie zärtlich küssen.

„Rühren Sie mich nicht an, Sie Verbrecher!“ zischt Ethel und entzieht ihm ihre Hand. „Sie haben Ihr Eheversprechen gebrochen! Ich fordere sofort, aber sofort, in dieser Minute fünfzigtausend Dollar von Ihnen, oder ich lasse Sie auf der Stelle verhaften! Sehen Sie, dort drüben gehen zwei Policemen!“

Zeeman bricht der Angstschweiß aus. Passanten blicken sich neugierig um, ganz freche bleiben stehen und mustern das elegante Paar, das sich scheinbar am Anfang eines Disputes befindet, der hochinteressant zu werden verspricht.

„Liebe Ethel . . .“ beginnt Zeeman und zeigt sein schönstes Lächeln, das in dieser Situation eine erbärmliche Grimasse ist. „Liebe Ethel, ich erkenne deine Ansprüche voll und ganz an.

Glaube mir, ich habe schon die ganze Zeit die Absicht gehabt, mich deshalb mit dir in Verbindung zu setzen . . .“

„Und warum haben Sie es nicht getan?“

„Die Geschäfte, liebe Ethel . . .“

„Geschäfte? Verbrechen meinen Sie!“

„Bitte, Ethel, mäßige dich! Sieh, der Böbel wird schon aufmerksam . . .“

„Böbel? Sie wagen es, ehrliche Menschen „Böbel“ zu titulieren? Sie, der Sie . . .“

„Aber Ethel, wir wollten doch wegen der Entschädigung sprechen!“ bremst Zeeman. Mit Erfolg. Ethel schweigt, tupft sich das Naschen ab, das bei der anstrengenden Rede etwas feucht geworden ist, und fährt fort:

„Gut, sprechen wir vorläufig darüber!“

„Aber doch nicht auf der Straße, Ethel.“

„Wo denn? Wollen Sie mich etwa in Ihre Räuberhöhle schleppen, mich gefangensetzen und von meinem Vater ein Lösegeld erpressen?“

„Aber Ethel . . .“

„Ihnen traue ich alles zu, Mister Price Zeeman!“

Zeeman zuckt zusammen, als er seinen Namen hört.

„Nicht so laut, Ethel! Gehen wir doch in jenes Café.“

„Na ja . . ., dort werden Sie es wohl nicht wagen, mir ein Leid anzutun . . . Gehen wir!“

„Ich dir ein Leid antun, Ethel . . .“ säuselt Zeeman, während sie den Fahrdamm überschreiten. „Ich liebe dich . . . noch immer! Wie gerne würde ich dich zu meiner Gemahlin machen. Aber du wirst nicht wollen nach diesem verhängnisvollen Irrtum, der mir als Verbrechen ausgelegt wird.“

„Irrtum! Haha! Sie sind ein ganz gemeiner Schuft, Mister Zeeman!“ ruft Ethel ungeniert, so daß ein noch recht jugendlicher Passant, der sich gerade zum ersten Male rasieren ließ, erstaunt umblickt. Diese herrlich schöne Dame sagt „Schuft“ zu ihrem Begleiter? Nun, er wird sie mit

einer anderen Frau hintergangen haben. Wie schön sie ist, die Dame. Der junge Fant sieht, daß das Paar in das Café geht, und bekommt plötzlich Lust, seinem Idol im weißen Kostüm noch ein wenig nahe zu sein. Er geht auch ins Café und setzt sich frech an den Nebentisch. Warum nicht? Man ist ja frisch rasiert . . .

Price Zeeman bemerkt, daß am Nebentisch ein höchstens sechzehnjähriger Jemand sich niedergelassen hat, und sagt zu Ethel:

„Gehen wir doch an einen anderen Tisch, der Lausbengel verzehrt dich ja förmlich mit Blicken.“

„Nein, ich bleibe hier sitzen!“ antwortet Ethel und streift den „Lausbengel“ mit einem sengenden Blick. „Tituliere bitte nicht anständige Männer derartig herabsetzend. Der Herr am Nebentisch ist kein „Lausbengel“, sondern ein sehr netter junger Mann . . . Er hat herrliche blaue Augen.“

(Fortsetzung folgt.)



Dr. Gelüchliche

Iech bie asu gelüchlich, iech bie asu reich,
Dr Storch hot uns an Gung gebrocht,
weswagn un worum, dos verröt iech eich geleich:
de Frääd hot mieh ganz toll gemacht,
dar Dingrich is karngefund
un wiegt neinundreiviertel Pfund.
De Schwiegermutter fahrt mit Racht:
dos ward amol a lücht'ger Anacht!
Net lang wards dauern, do spannt ar miet ei!
War jell dä nu do net gelüchlich sei?

G. Drechsler.

(Fortsetzung von Seite 3.)

mit ordnender Hand über die zweckmäßige Lagerung und Beförderung wacht. Als die Dame weiter erfuhr, daß für so abgefertigtes Gepäck die Eisenbahn sogar noch die volle Haftung übernimmt, war sie von der Nützlichkeit dieser Einrichtung überzeugt. Das nächste Mal wird sie nur mit einer Handtasche reisen.

Der Reisende in der Ecke gab ihr noch den guten Rat, das Gepäck vor der Abreise wiegen zu lassen, da der Gepäktarif in Gewichtsklassen gestaffelt ist, und zwar beträgt die Spanne von 20 Kilo an je zehn Kilogramm.

Wer es also einrichtet, daß er statt 31 Kilo nur 30 Kilo im Koffer hat, wird auf einer Strecke von beispielsweise 653 Kilometern (das ist die Entfernung zwischen Berlin und München) 4,20 Mark zu entrichten haben, während Gepäckstücke im Gewicht von 31 bis 40 Kilo bei der gleichen Entfernung 5,60 Mark kosten würden. Von Geschäftsreisenden, Artisten und Berufsmusikern

kann noch ein um ein Drittel ermäßigter Tarif in Anspruch genommen werden.

Das Auto als Reisegepäck

Sogar seinen Personenwagen kann man als Reisegepäck mit der Eisenbahn befördern lassen. Der Kraftwagen wird mit schnellfahrenden Eilgüterzügen, streckenweise auch mit Personenzügen, befördert. Er reist also fast ebenso schnell wie der Reisende. Was kostet es? Die Hälfte des ermäßigten Gepäktarifs. Ein Wagen, der 1000 Kilogramm wiegt, würde also auf der 653 Kilometer langen Strecke von Berlin nach München 47,50 Mark Beförderungsgebühr kosten, für die 476 Kilometer lange Strecke von Berlin nach Nürnberg wären 40 Mark und für die 283 Kilometer lange Strecke von Berlin nach Hamburg 27,50 Mark zu zahlen. Das Reisegepäck kann dabei im Auto bleiben.

Heinrich Milner.

Wenn der Hirsch schreit...

G. S. Nun ist es wieder soweit für die Freunde der Natur. Die Hirschbrunst, die Zeit, wo der Hirsch zu röhren beginnt, ist wieder da. Noch nie hatte ich den Hirsch bis jetzt in natura schreien hören. Nur immer in Jagdbüchern hatte ich die interessanten Schilderungen gelesen, oder im Rundfunk das Röhren des Hirsches vernommen. Das alles ist aber nicht zu vergleichen mit der Wirklichkeit. Da auch ich ein eifriger Waldgänger bin, hegte ich schon lange den Wunsch, mir einmal eine Nacht um die

Ohren zu schlagen und dafür das große Erlebnis in der Natur einzutauschen. Gibt es überhaupt etwas Schöneres, als die Natur zu belauschen? Fühlt man sich nicht dabei in Gottes Nähe? Voll Dankbarkeit und Bewunderung wird man, und bekommt Achtung vor der großen, gewaltigen Gottes schöpfung in der Natur. Damals, als noch kein Waldverbot bestand, schloß ich mich einigen Kennern an, die die nächtlichen Pfade kannten und wußten, an welchen Stellen die Hirsche ihre Liebeswerbung anzubringen versuchten. „Wildschützen“ nannte sich jene Vereinigung, der ich mich blindlings anvertraute. Bei weitem waren aber die Gesellen nicht so wild und gefährlich, wie ihr Name klingt. Vom Schießprügel wollen sie merkwürdigerweise alle nicht viel wissen. Nur beobachten, nur mit Kennerblicken wollen sie das Wild durchbohren, und ich glaube, sie haben recht, wenn sie meinen, daß sie daran mehr Freude haben, als wie an der Jägerei selbst. An einem Sonnabendabend, das Wetter war leider nicht so sehr einladend, trafen wir uns alle, verabredungsgemäß, abends am Bahnhof, und von hier brachte uns das Zügle nach Reudorf, der waldreichen Gegend unseres Erzgebirges. Sie prangte gerade im herrlichen Herbstschmuck. Unterwegs kreiste schon hurtig ein guter Tropfen die Runde, und gerade, als wollte man sich von dieser „Anstrengung“ erholen, hielt man erst noch einmal Einkehr beim Bahnhofswirt. Dann machte man aber so sachte mit an den Ausbruch nach der „Waldschänke“, die als Ausgangspunkt für unseren Hirschgang erkoren worden war. Runter stapften wir in das Dunkel der bereits herausgezogenen Nacht. Unterwegs vernahm man schon ab und zu, aber noch in weiter Ferne, den dumpfsrollenden Ton des Königs unserer Wälder. In der „Waldschänke“ angelangt, machte man es sich erst einmal so recht gemütlich und bequem und ließ sich von der guten Wirtin stärken durch Speise und Trank. Ein Dirndl spielte lustige Weisen auf der Zither und die rauhen Männerlehen brummten den Text dazu. Die Tabakspfeifen verräucherten das Lokal; die Petroleumfanzel aus der guten alten Zeit

hatte Mühe, sich in dem Qualm zu behaupten. Endlich war es soweit, daß für mich der große Augenblick kommen sollte. Nach mehreren Richtungen hin machte man sich getrennt auf den Weg. Eine unheimliche Stille herrschte im weiten Umkreis. Nur unser vorsichtiger Schritt wurde vernehmbar, wenn unter ihm ein Zweiglein knackte. Ein Glück, daß uns der Mond als Leuchte diente. Aber nicht allein waren wir unterwegs, auch anderen Trupps begegneten wir. Nicht lange brauchten wir uns so wie

Diebe durch den nächtlichen Wald zu schleichen. Da irgendwo in der Nähe schrie es auf. Immer und immer wieder hallte der Wald wider von diesem dumpfen Geräusch. Von anderen Stellen her kam die Antwort, dreifach — vierfach. Ein unheimliches Gefühl beschlich uns dabei, und obwohl man gern auch etwas davon gesehen hätte, so fühlte man sich doch auch wieder geborgen in dem Dunkel der Nacht vor dem Ungetüm der mächtigen Tiere. Lange brachten wir so zu und lauschten dem ungewöhnlichen Waldkonzert. Bei dem einem manchmal der Atem stille stehen konnte. Ich weiß nicht, wie lange wir so in andächtigem Schweigen verharren hatten, bis es endlich wieder stiller und der Ruf immer seltener wurde. Ein Frösteln überkam uns. War es die Folge des erlebten großen Naturschauspiels oder war es das übernächliche Gefühl, was einem beschlich. Ich glaube, es war beides zusammen. Ein Schluck aus der Flasche durchwärmte die etwas steif gewordenen Glieder. Kalter Sprühregen



Der König der Wälder.

war uns unliebsamer Begleiter auf dem Heimweg. Beim Brauen des Morgens trafen wir uns alle wieder in unserer trauten „Schänke“. Hier wurde das eben Erlebte gegenseitig erst einmal in Ruhe ausgetauscht und besprochen, und nach Herzenslust wurde dabei weiter gezecht und gesungen, bis der erste Frühzug uns wieder in die heimatischen Gefilde bringen sollte. Vorher hatte man erst noch in Reudorf einem alten „W. Schützen“, der wegen Krankheit verhindert war, mit an der Partie teilzunehmen, einen morgendlichen Besuch abgestattet. Das nennt man Treue und Anhänglichkeit der rauhen Gesellen, die einen so wilden Namen tragen. — Just zum Jahrmartis-Sonntag langte man in Buchholz wieder an. Es regte sich das erste Leben des erwachenden großen Buchholzer Volksfestes. Noch waren die Buden verhängt und Risten und Kasten verschlossen. Würde man vor dem zu erwartenden großen Trubel die versäumte Nachtruhe noch etwas nachholen können? — Viel ist freilich nicht mehr daraus geworden!

Nooch'n Feierohmd

Der weiße Reger

Die folgende kleine Geschichte, die sich in der Umgebung unserer Greifensteine ereignete und den Vorzug hat, wahr zu sein, wollen wir der Öffentlichkeit nicht vorenthalten. Bei einem Bauern in einem größeren Dorfe, der schon mit Kindern reich gesegnet war, war erneut Gevatter Langbein erschienen und hatte einen kleinen strammen Jungen gebracht. Just an dem Tage, da der Schornsteinfeger im Orte seinen Dienst verrichtete. Dem Bauern war es mehr als recht, denn sein Ofen wollte schon länger nicht mehr so recht brennen, er hatte sich deshalb veranlaßt gesehen, selbst einmal ein wenig sauber zu machen, und dabei die Büchse an der Esse abgenommen. Nun wollte es das Schicksal, daß er vergaß, diese wieder zu schließen. Als nun der Essenfeger getreu seines Amtes auf dem Dach unseres Bauern wartete, hatte er keine Ahnung, was er diesmal in der Küche anrichtete. Unweit des Ofens stand nämlich der Korb mit dem neuen Erdenbürger. Da nun an der Esse die Büchse fehlte, quoll der Ruß heraus, sodaß bald in dem Korb ein kleiner Reger lag. Da nun die übrigen Familienglieder gewahrten, welches Unglück ihren Jüngsten betroffen hatte, standen sie alle um den Korb herum und konnten sich des Lachens nicht erwehren, vollends als auch der kleine Schelm das Mündchen zu einem ersten Lächeln verzog und dabei das Weiße der Augen gewaltig herausdrehete, so daß es stark abtack gegen das Schwarz. Das sich rasch anschließende Bad hat aber aus dem kleinen Schwarzen wieder einen sauberen Weißen gemacht. R. Verlach.

Dr jahrende Schimmel beim Waldtheater

Von Walter Schimm, Chemnitz.

Ewig schoddrüm, doß sich unner Buchholzer Waldtheater neinzuhunnertelse net eigericht hot, sistr könnt mr dan Gahr is simfzwanzigghahre Jubiläum feiern. Als Gastaufführung wür do bestimmt a is domolige Zugstück „Wilhelm Tell“ aufgeführt. Obr e manche Schauspieler un Statist wür bei dar Gastaufführung nimmer drbei ze findn sei; ganz besonnerch wür ne Bühnel-Emil sei stolzer Schimmel fahln. Dos kluge Psaar war esu eifällig gemorn seitdam's ne Gehler paarmol nei off dr Bühne getrogn hatt', doß ne Köpp noch emol höher recker wie de annern Psaar un net gern ne Wogn mit Bierfässern von ener Kneip zur annern zug. Deb heite odr noch dr Gehler übrhaupt reitn tät, freget sich aa, vielleicht tät ar a mit'n Autemobbel off dr Bühne neifahrn odr gar laasn, wos ne ja 1911 fuwiesu bei nr Kinnervorstellung beinahe passiert war.

Dos Geschichtel muß ich mol aufstischen: 's war an en Mittwochnoodmittig. Aus dr ganzn Uemgegend warn de Schulmääster mit de grußn Klassen ze nr Extra-Galavorstellung hergeellt, um sich im Buchholzer Waldtheater ne „Wilhelm Tell“ azejucken. Su um Dreie rim — um Viere ging de Aufführung lus — brachts ne Gehler-Schauspieler zur Klüddub neigedreht. Obr ch ar sich schminke tat un sei Tracht abgab, suchet ar sei Psaar, um ne paar Stücke Wärfelzucker zun Knabbern ze gahn. Obr wu sistr 's Psaar 's Waldgros wagbeihn tat — war immedüm nisch vom Schimmel ze spürn. Aufgeregt dröhlet 'r nu seine Bemerkung vom Fahln des Psaars ne Theaterdirektor. Grusse Bestärzing hinner de Kulissen, Gerässenier vom Direktor bis runner zun Tellgung.

Abr wu stacket dā dar Schimmel? Nu dos Ding war esu: Dr Röhrfuchn-Leberecht tat jedn Mittig als Herold agezugn un en'n grußn Plakat in dr Hand nei nooch Annebarg mit'n Schimmel reit'n un machet für'n Waldtheatr Reklame. Su a an dan

Mittwoch. Wie dr Leberecht salt dr Grußn Rärchgass' in Annebarg nauffrit, ruffein ne zwā gute Freind zu, ob 'r dā tēn'n Durcht bei dar Keilerei krieget, wos dr Leberecht aa net vrläget. Un su kams, doß ne die zwā Annebarger überredetn un ubn in „Sankt Privat“ miet neizackeln un paar Bier un Faustpenseln spendieretn. Ja, bei Freibier, do konnt dr Leberecht schmärkeln wie e Hammerschmied — un do klabet 'r, als hätt 'r Schusterpach an de Hufn. Obr die zwā Annebarger vrsolgetn e Ziel mit'n Leberecht: Zeit gewinne, doß de Noochmittigvirstelling wagn Fahln des Gehlerpsaars net ogehaltn war'n konnt; obr ihr Streich, ne Buchhölzern mit ihrn Waldtheater äns auszewischn, gelang nār e bissel. Su um Dreie rim, besann sich dr Leberecht off seiner Wiffiu un drwischet sei bräte Heroldmütz un stürzet zur Tür naus. Obr dr Alkohol war am Reklamereiter nei spurlos vorbeigegange. Haußn off dr Stroß standn an dr Laterr nagebundn Stückr zah' Psaar — wenigstns ne Leberecht machets dos vir — beherzt langet dr Leberecht in dan Rudel Psaar nei un hatt' Gelüd, doß ar sen guten Schimmel drwischet. Obr wie nu nauf offn Psaar komme? dacht dr Reklamereiter un nooch zwā orgablichen Brfuchn, griffn zwā Strohnarbeit, die drübn dan Park virrichtn tatn, zu un pfaffertn ne Leberecht nauf offn Schimmel un drückeln ne 's Plakat, wos ar an Haus nagelehnt hatt, in de Hand. Die zwā huhnackeln Annebarger gukten zun Reiteranfänger raus un hobn sich übr dos Heisele Ugelüd, wos do offn Psaar soß, bal' schädig gelacht. Dar äne drou bläket ne Herold nooch, wie 'r nooch Klärüderswall nimmzureitn tat: „Konntst doch gelei de Theatertreppn neimachn, Leberecht, do brauchste doch net erst die Eck ze machn!“ Obr dr Reiter lieh sich net stōr'n un lieh sen'n Schimmel, dar ne Wag nooch Buchholz genau kannt, freien Laaf.

Wie dr Herold ben Buchholzer „Deitsch Haus“ reigebaumelt kam, drwischet ne dr ausgesandte But' vom Waldtheater, dar im Austrog vom Direktr mit sen'n Fahrradel ne Reklamereiter suchn un schnellstns zun Waldtheater boglern sollt. „Na, Leberecht, du lost dich ja grateliern“, bläketn ne dar Radfahrer aa. „wenn dich dr Gehler drwischt, dar zerruppt dich. Wu bleibste dā a su lang? Ohne Psaar könne mr doch de Virstellung net a'fange!“

Do richlet sich dr Leberecht im Sattel in de Höh' un saht: „Wos vrtiecht dā e Schauspieler von en Psaar — un wos mr dodrmiet alles drlabn faa. Iech hatt e Hufeisn vrlorn un dos hob ich wieder auffschlogn lossn, nocherts hob ich erst e bissel getankt un wie de siehst, komme mr ihe wieder!“

Dr Radfahrer schwenket sich, noochdam 'r ne Leberecht mit „Hau e bissel hie, doß de naus zun Theater kimmst, Leberecht!“ a'gefeiert hatt', off sen'n Radel un flüget vornewag, um ausgerichn, doß dr Schimmel unnerwegs is.

Mit nr Bärtelstund Vrspötting ging de Tell-Aufführung lus, un eh' dr Gehler off dr Bühne neireitn muß, war a dr Leberecht zur Stell. Dr Direktr vom Waldtheatr hot ne Reklamereiter tüchtig ausgehuzt, wos dr agefeiselte Herold nei su tragisch nahm. Nār is dicke End — nämlich vom annern Tog wag durft dr Leberecht ze sen'n Reklamereitn off Schusters Rappen laasn — passet ne guin Röhrfuchn-Leberecht nei in Sträfn —



Des Winzers schwerster Arbeit Lohn ist goldener Wein!

Dort, wo das Felsgestein der Ufer deutscher Ströme sich gen Himmel reckt, wächst auf kleinsten Flächen die Rebe. Nur wenigen Landstrichen deutscher Weingebiete ist es vergönnt, zu ebener Erde Wein zu bauen. Drum schwer und mühsam ist die Arbeit des Winzers. Jahraus, jahrein ohne Ruhepause verlangt die

Rebe, das verwöhnte Sonnenkind des warmen Südens, intensivste Arbeit und Pflege, wenn sie in unserem nördlichen Klima gedeihen soll. Kaum ist der Segen der Ernte geborgen, beginnt schon wieder die Arbeit für das kommende Jahr. Im Winter gilt's dem Boden neue Kraft zu geben. — Tag für Tag schleppt der Winzer schwere Lasten mit Dünger und Schiefer den Berg hinauf. Der Boden, den die Unwetter des Sommers zu Tal geschwemmt haben, muß wieder bergauf geschafft werden, schadhafte Pfähle müssen ersetzt, manche Terrassenmauern erneuert werden. Männer, Frauen und selbst Kinder müssen helfen. Der Berg ist groß, und das, was ein Mensch auf seinen Schultern tragen kann, nicht viel. Unzählige Male muß der schwere Gang wiederholt werden. Müßen Weinbergsteile neu gepflanzt werden, so muß der steinige Boden umrigolt, d. h. auf eine Tiefe von einem Meter ausgehoben und gewendet werden. Dazu kommt noch die Kellerarbeit. Auch der Wein der vorigen Ernte bedarf der Pflege. Er muß, sobald er sich klärt, abgestochen werden in ein anderes Faß. Die Fässer müssen gereinigt und geschwefelt werden. Im Keller soll stets größte Sauberkeit herrschen. Noch ehe der Saft in die Stöcke steigt, müssen diese mit Sackfunde geschnitten werden. Jede Rebe am Weinstock will vorsichtig gebogen und mit Bast oder Weide gebunden werden. Kaum zeigen sich die ersten Triebe, dann erwachsen

auch schon die Sorgen. Die gefürchteten Maifrüste haben schon oft in einer Nacht die grüne Maienpracht vernichtet. Neuzeitliche Frostbekämpfung bringt auch harte Arbeit. Nächtliches Bangen und Wachen, das Einbringen der Heizöfen und des Heizmaterials in die Weinberge, ständige Alarmbereitschaft, wenn der Wetterdienst Frostgefahr meldet. Und sind glücklich die ersten zarten Triebe durch diese Gefahren hindurchgerettet, dann beginnt die vorbeugende Schädlingsbekämpfung, die späterhin durch den ganzen Sommer fortgesetzt wird. Denn groß ist das Heer der Feinde, tierische und pflanzliche Schädlinge aller Art machen dem Winzer das Leben sauer. Man sehe sich dann einmal die Leistungen des



Die Feste Ehrenbreitstein bei Koblenz am Rhein.

Winzers an, wenn er mit dem Spritzbehälter auf dem Rücken bei glühendster Sommerhitze, deren Glut durch das Schiefergestein und die Weinbergsmauern noch erhöht werden, in den steilen Hängen einherklettert. Sechzig Pfund wiegt so ein Ding. Und immer wieder muß er hinunter steigen zur Straße, wo die Spritzbrühe angefahren ist, um die Spritzpumpe wieder zu füllen. Und immer wieder bergauf. Die Spritzbrühe ägt ihm Haut und Lunge, der schwere Metallbehälter drückt ihm den

Rücken wund. Es kann vorkommen, daß diese Bekämpfung im Laufe eines Sommers oft wiederholt werden muß. Da bleibt kein Fett am Körper. Was so wächst und so schwer erungen werden muß, ist kein Luxusgegenstand. Das ist ein hehres Geschenk der Arbeit und des Himmels, ist goldener Gotteslohn, uns Menschen gegeben, daß wir uns nach des Tages Mühen und Sorgen daran erfreuen, uns entspannen, uns erfrischen, auf daß wir selbst auch gerüstet sind zu neuem Lebenskampf u. Wirken.



Weinlese bei Burg Hochem an der Mosel.